

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Schrönghammer-Heimdal, Franz X.: Das Testament

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Als die Dorfhähne krächten, stand Frau Kathrin vor ihrer Kinder Häuslein und winkte Habertorn dankbar ein Lebewohl nach. Dann ging sie hinein in das freundliche kleine Haus, was würde sie finden? Da stand die Zimmertür sperrangelweit auf und kräftiges Gebrüll begrüßte sie. — „Nun könne Sie ruhig einschlafen, Frau Zurmatten, die Großmutter ist doch,“ sprach die weiße Frau, die mit dem Schreier auf dem Arm in der Tür stand. „Aber warum komme Sie erscht jetzt, Frau Enderle?“ — „Ha, wegedene Ruß!“ sagte die Kathrin zerstreut und griff sich eiligst ihren ersten Enkel.



„Ich des 'ne Brode! — Was wiegt's? — Neun Pfund, gell?“ — „Was denkst du, Muetter,“ tönt's schwach und glücklich aus dem Zimmer, „elst!“ —

Das Testament.

Von F. Schröngamer-Heimdal,
Passau-Haidenhof.

All right!“ Der Meßner, der einen weit-schichtigen Better in Amerika hat, händigt seine Spannung mit diesem Zauberswort transatlantischer Prägung, und mit ihm das ganze Dorf.

Denn der fagenhafte Better ist gestorben, hat ein Heidegeld hinterlassen, wie man wenigstens vermutet, und das alte Heimatdorf zum Erben eingesetzt, was man schon amtlich in Händen hat. Der schrullenhafte Better in Amerika, den man im Dorfe kaum mehr vom Hörensagen kennt, hat den Dorflehrer Jörg Liebwein in das Land des Dollars bestellt, um das Testament für das Dorf eigenhändig abzuholen.

Es wäre doch so einfach gewesen, das Geld einfach überweisen zu lassen. Was mußte ein lebendiger Mensch über das große Wasser gehen werden?

„All right!“

Nun ist Jörg Liebwein zurückgekommen. Das Dorf harret in der alten Wirtsstube seiner Ent-hüllungen. „Zehntausend Dollar sind es mindestens,“ meint der Meßner. „Da trifft dann auf jedes Haus ein Tausender. Aber nicht Mark, sondern Dollar. All right!“

„Ich ziel höher,“ schätzt der Loder Müller. „Unter einer Million tut der's nicht. Sagst du's nicht auch, Hofwirt?“

„Ich halt's mit dir, Gevatter . . . Soviel ist sicher, daß wir jetzt das Geschinde und Gerader aufgeben und ein feines Leben führen können wie die Amerikaner selber . . .“

„Wenn nur das Finanzamt nichts drein-macht . . .“, dämpft der Tillhofer die fiebernde Vorfreude.

Jetzt steht Jörg Liebwein, der Lehrer, unter der Tür.

Kein Atemhauch mehr im Saal.

Männerherzen pochen heiß gegen kaltgewordene Pfeifenköpfe. Das Gesumme einer verirren Waldhummel am Fenster hört sich in der Totenstille wie das Brausen eines Weltenchors an. Sogar die Rauchschwaden am braunen Deckengebälk stoden und starren in unerträglicher Spannung.

Jörg Liebwein, der Lehrer, entfaltet das Testament. Seine Stimme, die sonst so froh-gemute, langesweiche, hat etwas Hartes und Hohles, als spräche der Tote selber aus fernen Geistergefiliden:

„Landsleute!

Ihr lebt und ich bin tot. All right!

Ich, Hans Christoph Winterholler, der in Eurem Dorfe geboren wurde und dort bis zu seinem achtzehnten Lebensjahre die Waldstiere weidete, tue Euch diese Botschaft als meinen letzten Willen kund. Denn ich bin gestorben in Amerika, im Staate Ohio, in der Stadt Pittsburg, Townsendstreet 1763.

Ich habe Glück gehabt und Geld verdient. Soviel Geld, daß ich Euer Dorf daheim hundertmal bar auszahlen könnte. All right!“ —

Ein Pfeifenkopf klirrt zu Boden.

„Daß es wahr ist!“ meint der Meßner. „Scherben bedeuten Glück.“

„Hab ich's nicht gleich gesagt?“ triumphiert der Loder Müller. „Unter einer Million tut er es nicht.“

Die Hummel am Fenster summt wie wahn-sinnig durch die Stille der Erwartung.

Die Geisterstimme an der Tür fährt fort: „Ja, soviel Geld habe ich verdient in Amerika. Aber erst will ich Euch etwas erzählen von diesem Lande des Dollars.“

In Amerika gibt es tausend Städte, aber nicht ein einziges Dorf.

In Amerika gibt es hunderttausend Marmor-kirchen, aber keine einzige Waldkapelle, wie daheim im Hütwalde.

In Amerika gibt es riesengroße Farmen, aber keinen einzigen, rechtshaffenen Bauernhof.

In Amerika gibt es Maschinen, wo hinten ein Tagwerk Wald hineinkommt und vorne Millionen von gedruckten Zeitungen herauspringen, aber einen Maibaum gibt es in Amerika nicht. All right!

In Amerika gibt es Dampfbäckereien, so groß wie Euer ganzes Dorf, aber einen Backofen auf

Aber ich weiß es jetzt und sage es euch aus Totengefilden. Und Euer lieber Lehrer wird es Euch bestätigen als Augenzeuge; denn nur deshalb, nicht aus Narrenlaune, habe ich ihn in dieses Land kommen lassen: In Amerika gibt es nichts als den Dollar, und der ist hart, steinhart, wie dieses Testament. All right!

„Und das Geld?“ fragt der Meßner schüchtern vom Ofentisch her.

„Das — steht im Nachsatz . . .“ erwidert der Lehrer.

„Hab ich's nicht gleich gesagt?“ jubelt der Loder Müller auf. „Wenigstens eine Million! Vettern, Nachbarn, Gevatterleute! Ein Vivat dem Amerikaner!“

„Der Nachsatz hat eine Klausel, meine Lieben: Jeder Dorfgenosse erhält hunderttausend Dollar, aber nur unter folgenden Bedingungen: Daß er selbst nach Amerika auswandert, dort lebt und arbeitet nach Landesart, nie mehr in die Heimat zurückkehrt und sich in Amerika auch begraben läßt, wenn er einmal das Zeitliche oder Bessere gesagt: das Amerikanische — segnet . . . Wer meldet sich zur Erbschaft?“

Die Augen des Lehrers gehen suchend in die Runde.

Männerköpfe beugen sich über Pfeifenköpfe.

„All right!“ meint der Meßner beherzt. „Wenn's in Amerika nicht einmal eine Kirchweih gibt . . .“

„Einen Maibaum haben sie auch nicht,“ mault der Loder Müller.

„Und etwa auch kein Märzenbier?“ fragt der Hofwirt.

„Überhaupt kein Bier,“ bescheidet der Lehrer.

„Wegen dem Bier wär's noch nicht,“ meint der Tillhofer. „Aber wenn's in Amerika nicht einmal einen Bauernhof gibt, was tät denn dann unsereiner dort? Und — überhaupt . . . Was meinen denn Sie, Herr Lehrer?“

„Ich mein auch, überhaupt . . . Und vivat das Testament! Habt Ihr mich, Landsleute?“

„All right!“ ruft einer für alle. Der Meßner Der Lehrer öffnet lächelnd das Fenster. Die verirrte Waldhummel surrt wie ein goldheller Glodenton ins Freie. Ein Ton von Heimatgloden . . .

Oder ist es gar die heimliche Seele des Testaments, wie dem Lehrer scheint? Warum soll ein Testament keine Seele haben? Schon umstößt den Lehrer von den Tischen her eine Heimatsweise aus Männerkehlen: „s Waldvögelr. . . in unserm Wald, auf unsre Bäum, am liebsten stirbt man doch daheim . . .“



Die Augen des Lehrers gehen suchend in die Runde.

dem Anger, den die Hollerstaunen schatten, gibt es in Amerika nicht.

In Amerika gibt es tausend Meilen lange, schnurgerade Bahnstrecken, aber einen heimlichen Hohlweg mit Haselnußbuden gibt's in Amerika nicht.

In Amerika gibt es riesige Fabriken mit seelenfressenden Tag- und Nachtschichten, aber eine Hausbank, einen Feierabend gibt es in Amerika nicht.

In Amerika gibt es Klubs und Trusts, Kartelle und Kompagnien, aber keinen Heimgarten, keine Winterstube, kein Spinnrad, keine Raubnacht, kein Kammerfenster, kein Schnadahüpfel, kein Sonnwendfeuer, keine Fastnacht, keinen Osterhasen, keine Kirchweih. All right!

In Amerika gibt es unzählige Menschen, die täglich zehn Dollar verdienen. Aber das sind die Armen.

In Amerika gibt es viele Reiche, die täglich tausend Dollar und noch mehr einheimen. Aber das sind die Allerärmsten, denn sie wissen nicht einmal, daß sie arm sind.

„Und leben auch!“ ruft der Meßner und klaubt die Scherben seines Pfeifenkopfes zusammen. „All right! Hab ich's nicht gesagt? Scherben bedeuten Glück! Drum noch einmal: Ein Bivat dem Testament! All right!“

Aus dem alten Kalifornien.

Zwei Geschichten von Heinrich Kromer.

1.

Als drüben am Stillen Weltmeer in dem Land mit dem verschuppten spanischen Namen Kalifornien Gold gefunden wurde, ist dort in zehn Jahren harter Arbeit und unter vielen Gefahren ein junger Schwarzwälder zu Wohlstand gekommen und hat Welt und Menschen kennen gelernt, so daß er einst seinem Knaben manches zu erzählen gewußt hat, worüber später kein Mensch mehr nachsann, z. B. daß die heutige Weltstadt zu jener Zeit nichts als das Getrümmer eines verlassenen spanischen Klosters war und der Platz, wo jetzt die große Stadt liegt, noch Yerba Buena hieß, auch Yerba Santa, nach einem dort wuchernden Heilkraut, also zu deutsch: Gutes Kraut oder Heiliges Kraut. Dieser Name ist auch nur noch an einem Flecken jener Gegend, einem Stadtviertel vielleicht, hängen geblieben; dafür hat der große Heilige aus dem kleinen Italienerstädtchen seinen Namen für den heutigen Weltort hergeben müssen, der von dem Geiste dieses edlen Armen wohl nie einen Hauch verspürt hat.

Obwohl der Schwarzwälder sich nie seines Wirkens dort berühmte, ist zu sagen, daß er nicht bloß ein begüterter Mann geworden ist, sondern drüben auch ein Pionier des wilden Westens genannt wurde. Warum? Er wußte es selber kaum; aber vielleicht, weil er die wildesten Jahre des erstehenden Kaliforniens durchlebt und dort im Wachsamkeitsausschuß mitgeholfen hat, die Dinge ins Blei zu bringen. Aus einfachen Taten der Pflicht haben die ruhmredigen Amerikaner dann Heldentaten gemacht und den bescheidenen Bestieblern jenes Plazes so einen verstiegenen Titel aufgehängt. Freilich, jener Ausschuß hat, um Recht und Ordnung zu schaffen, manche Woche hindurch, jede Nacht neu, ein halbes Duzend Lumpe und Verbrecher an einem Balkon des Gerichtshauses baumeln lassen: zum Abschrecken, und es hat endlich gefruchtet. Mit einem von diesen gefährlichen Menschen, einem Franzosen, ist der Schwarzwälder öfter zusammengestoßen; doch hat diesen Verbrecher zuletzt nicht mehr der Wachsamkeitsausschuß richten müssen.

Der Schwarzwälder kam dorthin, zweiundzwanzigjährig, übers Weltmeer noch auf dem Segelschiff; denn er hatte Zeit und wollte Geld sparen, und kannte das amerikanische Wort noch nicht, das diese zwei guten Dinge

in eins pfuscht und verdirbt. Nach langer Reise im Sattel kam er durch Texas hinauf ins Land und brauchte dort das Gold nur aufzulesen, sozusagen! Nämlich damals sagte sich dort ein Schweizer: Du hättest jezt Gold genug, und das Heimweh nach deinen Schneebergen bringt dich noch um, und in solchen Erwägungen verkaufte er dem Schwarzwälder die Mine, und dieser machte sich ans Goldwaschen und zog auch in das Zelt des Schweizer, nicht allein, sondern selbst mit einem Deutschen namens Ruckteschel, einem Bayern, den er auf seinem Ritt durch Texas getroffen und als verlässlich befunden hatte, so daß sie auch die Goldgrube zusammen ausbeuteten. Das Zelt bauten sie, weil es nicht Schutz genug vor dem Gesindel bot, stärker aus, indem sie bis zu drei Meter Höhe rohe Balken schichteten, das Dach aber einstweilen im Vierkant mit Leinwand abschlossen. Diese zogen sie von außen um den obersten Balken und nagelten sie innen daran fest. Der Bayer richtete sich in der einen Ecke an der Türwand sein Lager her, schief gegenüber in der andern der Schwarzwälder seines. Daneben hatte er einen Korb für Papierabfälle stehen, unter denen er auch das ergrabene Gold verbarg: dort würde es keiner suchen, meinte er. Ueber dem Kopfe seines Betts hingen zwei geladene Colt-Revolver, die er bei Tag im Gürtel trug, und ein Stutzen; so auch bei Ruckteschel zur Seite des Lagers. Die beiden lebten so einfach wie möglich; denn in jener unerschlossenen Gegend war alles sehr kostspielig; nicht umsonst grub man dort Gold!

Und nicht umsonst trieb sich dort Gesindel und Hufelvolk um, mit dem auch die zwei Deutschen ihre Erfahrungen machen sollten.

Der Schwarzwälder wurde vierundzwanzig. „Dein Geburtstag hebt gut an!“ dachte er jenes Morgens, als er in der ersten Frühe aus einem Traum erwachte, zögernd, denn der Traum war lebhaft und voll Glanzes gewesen und hatte ihn in die Heimat geführt. Aber was weckte ihn so früh? Es war wohl das freche Rascheln im Korb neben seinem Bett. Dort nämlich tut sich eine Maus an den Papierabfällen gütlich. Der Schwarzwälder hört ihr zu und denkt: Laß das Tierchen gewähren; an deinem Golde wird es sich kaum die Zähne ausbeißen wollen; das wäre eher Menschenbrauch. So und ähnlich denkt er und sinnt weiter und läuft wieder seinem Traum nach und sieht sich im Zelt um, wo kaum die Dämmerung sich hereinraut. Dann horcht er wieder auf die Maus, die immer noch raschelt, und darob überhört er um ein Haar etwas Schlimmeres. Nämlich als das Tier einen Augenblick innehält, vernimmt er ein Geräusch, mit dem er nichts anfangen kann: es kommt immer kurz und brockenweise und, wie ihn dünkt, lauernd und vorsichtig. Er horcht schärfer hin; das Geräusch vergeht; die Maus raschelt